

Königsberg

Geschichte einer Weltbürgerrepublik

— JÜRGEN MANTHEY

Ich glaube, die Bedeutung Königsbergs für Deutschland, für Europa, ja, für die Welt, und das bis heute, erschließt sich uns am besten, wenn wir uns dieser Stadt über ihren berühmtesten Bewohner nähern: den Philosophen Immanuel Kant, 1724 in Königsberg geboren und dort 1804 gestorben. Er hat, nach kurzer Tätigkeit als Hauslehrer und, später, kleineren Abstechern in die nähere Umgebung, die Stadt nie verlassen, trotz mehrerer Angebote auf Lehrstühle von anderen Universitäten, wobei ihn dort ein bis zu dreimal höheres Gehalt erwartete. Eins dieser Angebote erreichte ihn aus Erlangen, eine Stadt damals von 6000 Einwohnern, wie übrigens auch Weimar noch in der Glanzzeit Goethes nicht mehr 6000 Einwohner hatte. Königsberg dagegen war schon Anfang des 18. Jahrhunderts mit 40.000 Einwohnern doppelt so groß wie Berlin, zu Kants Lebzeiten waren es 55.000 Einwohner. Als Kants Lieblings-schüler Herder 1762 18jährig hier eintrifft, ist er überwältigt: „Einzig war der Eindruck. Aus meinem stillen Mohren in diese große, gewerbereiche, geräusch- und geschäftsvolle Stadt mit einmal versetzt! Wie staunte ich alles an! wie groß war mir alles!“ Wir sollten also nicht nur fragen, was Kant für Königsberg, sondern umgekehrt, was Königsberg für Kant bedeutet hat, was hat ihn hier festgehalten, ja, die Frage stellt sich gar: Ist Kant erst durch Königsberg geworden, was Platon durch Athen geworden war: der größte Philosoph der Neuzeit, wie Platon der größte Philosoph der Antike.

Die bedeutendste Philosophin des 20. Jahrhunderts, Hannah Arendt, Tochter aus einer jüdischen Familie in Königsberg, hat noch 1964 bei einem Deutschland-Besuch bekannt: „In meiner Art, zu denken und zu urteilen, komme ich immer noch aus Königsberg.“ Es ließen sich eine ganze Reihe ähnlicher Äußerungen zitieren.

Ich will hier nur noch zwei herausgreifen, weil sie gleichzeitig unser Blickfeld, indem es Berlin mit einbezieht, erweitern. Der nicht nur zu der Zeit maßgebliche Philosoph Hegel hat noch 1828, drei Jahre vor seinem Tod, schriftlich festgehalten: Es gebe nur zwei Orte in Deutschland, an denen, wörtlich, „Geist, Genie und Vernunfttiefe blühen“ – blühen, wohlgemerkt –: Königsberg und Weimar, und dies ausdrücklich gegen Berlin gerichtet. Nur wenig später notiert die Schriftstellerin Fanny Lewald, Tochter eines jüdischen Weinhändlers in Königsberg, nach ihrem ersten Berlin-Aufenthalt: Die hier in Berlin reden ja nur dauernd vom Leben am Hofe, und zwar ehrfürchtig. Wir in Königsberg reden dagegen von den Maßnahmen der Regierung, und das kritisch. Und was die sich hier, fährt sie fort, von Beamten und Militärs gefallen lassen, wäre in Königsberg undenkbar.

Hannah Arendt hat darauf aufmerksam gemacht, dass Kant der Erste in der langen Geschichte der Philosophie seit Sokrates gewesen ist, der wie dieser das Denken nicht um seiner selbst oder zum Zweck der Selbsterkenntnis, wenn nicht der Selbsterleuchtung, betrieb, sondern das Gespräch, den Austausch mit den Bürgern seiner Stadt, dort Athen, hier Königsberg, suchte. Doch Kant geht in seiner Auffassung von einem Gespräch noch über Sokrates hinaus, wenn er schreibt: „Der Sokratische Dialog ist kein Gespräch, weil immer einer als Lehrer betrachtet wird. Im Gespräch ist aber keiner Lehrer oder Schüler, sondern sie sind *in commercio* der Gedanken.“ *In commercio*: Allein, dass er für den gedanklichen Austausch einen Begriff aus der Welt der Kaufleute benutzt, situiert das Gespräch im Zentrum der Bürgerstadt, dem Marktplatz.

Da mag es nicht überraschen, wenn wir bei Kant an herausgehobener Stelle lesen: „Die Bestimmung des Menschen ist die Geselligkeit.“ Voraussetzungen dafür sind das Selberdenken und gleich anschließend, die Bereitschaft, sich in andere hineinzusetzen. Die

„Mitteilsamkeit“ ist für Kant ein immer wieder reflektierter und erläuterter Begriff. Ein Zitat mag illustrieren, wie wichtig für Kant war, was er die Formen der „Umgänglichkeit“ nannte: „Wir lesen Zeitungen, um uns zur Privatgesellschaft vorzubereiten. Wir lesen gelehrte Bücher, um uns zur öffentlichen Gesellschaft zu bereiten. Wir lesen Sachen der Annehmlichkeit nicht in der Absicht, uns zur Gesellschaft zu bereiten, sondern weil sie unsere geselligen Eigenschaften der Gesprächigkeit, der Feinheit, der Artigkeit, Empfindsamkeit und Lebhaftigkeit kultivieren. Wir ziehen uns an, wir möblieren, wir bauen für die Gesellschaft. Das ist dasjenige, wodurch aller Menschen Bemühungen Einheit bekommt.“

Ein „verlassener Mensch auf einer wüsten Insel“ hätte keinen Geschmack, denn Geschmack, von Kant auch „*sensus communis aestheticus*“ genannt, hat man für andere. Nur in Gesellschaft kommt es den Menschen an, „nicht bloß ein Mensch, sondern nach seiner Art ein feiner Mensch zu sein (der Anfang der Zivilisierung): denn als einen solchen beurteilt man denjenigen, welcher seine Lust andern mitzuteilen geneigt und geschickt ist, und den ein Objekt nicht befriedigt, wenn er das Wohlgefallen an demselben nicht in Gemeinschaft mit anderen fühlen kann.“

Kants Verhältnis zu seiner Stadt war in diesem Sinne auch immer ein ästhetisches, zweifellos löste es in ihm Wohlgefallen aus. Schon seine Kleidung ist eine Mitteilung auf der geschmacklichen Ebene an die städtische Öffentlichkeit, dass er mit ihr in Verbindung treten möchte. Während die anderen Professoren und Dozenten Theologenschwarz oder Magistergrau trugen, vermeidet er schon rein äußerlich als Lehrer zu erscheinen. Er kleidete sich nach der jeweiligen Mode, nach seinem Grundsatz, „man muß lieber ein Narr der Mode sein als außer der Mode sein“. Er hieß bald in Königsberg der „elegante Magister“. Die gleiche Kleidung trug er, wenn auch in einem abgenutzteren Stadium, im Hörsaal. Er suchte vor den Studenten keine andere Figur zu machen als draußen in der Stadt, lediglich aus Sparsamkeitsgründen in einer etwas abgetrageneren Version.

Es scheint, als habe Kant den Hörsaal eher als einen Marktplatz betrachtet denn umgekehrt den Marktplatz in einen Hörsaal ver-

wandelt. Überliefert ist von dem Teilnehmer eines seiner Seminare, wie er seinen Zuhörern auseinandersetzte, „was zu einem Umgang mit Grazie eigentlich gehören könnte; er zeigte uns, dass das Wort Höflichkeit eigentlich nur Hofmanieren in Worten und Gebärden bedeutet; ermunterte uns zu dem, was man Urbanität nennt, die er der Höflichkeit bei weitem vorzog.“

Der urbane Mensch, das ist der städtische Mensch, also der Bürger. Einen anderen kennt Kant nicht. Geistlichkeit und Adel kommen in seiner Gesellschaftstheorie nicht mehr vor. Die Weiterentwicklung, die Steigerung des Bürgers ist der Weltbürger und nicht etwa der in eine höhere Stellung aufgestiegene geadelte Beamte.

Kant begab sich jeden Tag in Gesellschaft. Er aß im Hotel an der Tafel mit den anderen Gästen, er war bald der Mittelpunkt, ja, der Star der verschiedenen, über Königsberg hinaus berühmten Salons. Als er sich endlich, mit 63 Jahren, ein eigenes Haus leisten konnte, da lud er jeden Mittag, in ständig wechselnder Zusammensetzung die legendäre Tischrunde zu sich ein, wo man von ein bis vier Uhr tafelte und sprach, nie über Philosophie und nie über bloß Persönliches, Privates – wobei er als Professor und zeitweise Rektor der Universität nicht etwa einen Spesenfond dafür zur Verfügung gehabt hätte noch das Ganze von der Steuer absetzen konnte.

Ich verbleibe noch einen Augenblick in diesem Goldenen Zeitalter Königsbergs, in dieser Weltbürgerrepublik des Geistes oder im Geiste, die einem Gemeinwesen entsprach. Die folgende Definition stammt von Kant, der eine bürgerliche Verfassung zugrundelag, in der das Staatsoberhaupt nur als Repräsentant der Freiheitsrechte des Volkes legitimiert war. Weltbürgerrepublik deswegen, weil es wünschenswert wäre, wenn eines Tages sich solche Bürgerrepubliken über die ganze Erde ausbreiteten. Wünschenswert, aber wenig realistisch, wie auch Kant wusste.

Oberbürgermeister zur Zeit Kants, mit diesem befreundet und häufiger Gast an seiner Tafel, ist der – aus heutiger Sicht große Unbekannte in der Gelehrtenrepublik am Pregelfluss: Theodor Hippel. Oberbürgermeister von Königsberg, das war ein hohes Amt, vergleichbar nur mit dem des Ministers Goethe in Weimar. Dazu

ernannt wurde man vom König, in diesem Fall von Friedrich dem Großen, der sich übrigens weigerte, die Stadt nach seiner Krönung 1740 noch einmal zu betreten, aus Verärgerung über den notorischen Eigensinn und Oppositionsgeist der Bürger. Hippel also ein königlicher Beamter. Das hielt ihn nicht davon ab, in seinen politischen Schriften die Monarchie eine Staatsform für unmündige Untertanen zu nennen, eine Übergangsform auf dem Weg zur Demokratie. In gleich zwei Büchern trat er – der Junggeselle – für die Frauenemanzipation ein. Doch vor allem aber stammt von ihm der modernste deutsche Roman des 18. Jahrhunderts, „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“, ein von Sprachwitz überbordendes Buch, voller Boshaflichkeiten gegen Könige und Fürsten, ein Romantyp, der nicht die Schule gemacht hat, wie er es verdient hätte. Goethe ist ihm mit seinem biedereren Bildungsroman in die Quere gekommen obwohl, es gibt Hippel-Nachfahren in der deutschen Literatur, die bedeutendsten sind Jean Paul und, im 20. Jahrhundert, Arno Schmidt.

Ein anderer Königsberger in dieser glanzvollen geistreichen Epoche, Kants großer Gegenspieler und trotzdem ihm herzlich verbundener Freund, ist Johann Georg Hamann. Seine Bedeutung für die Deutsche Literatur bis heute ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Ohne ihn hätte es keine Romantik und, vorher, keinen Sturm und Drang gegeben und damit auch nicht den frühen Goethe dieser Periode. Keiner in Deutschland hat das Sprachbewusstsein so entwickelt wie Hamann, keiner ihn als Sprachspieler je wieder erreicht. Goethe hat vorgehabt, als Bekenntnis und Geste der Dankbarkeit, die Werke Hamanns selbst herauszugeben. Wir können das alles in „Dichtung und Wahrheit“ nachlesen.

Bekannt mit den Schriften Hamanns wurde Goethe in Straßburg durch Johann Gottfried Herder, der Schüler Kants und zugleich, man muss das so nennen, der Jünger, das Sprachrohr Hamanns.

Herder ist neben Kant der Autor der Aufklärung in Deutschland, dessen Werk den weitreichendsten Einfluss gehabt hat. Etwas überspitzt könnte man sagen: Wenn Kant der geistige Begründer der Moderne ist, dann ist Herder der gefühlsmäßige Wegbereiter der Postmoderne. Er ist gegen den zentralen Staat, vor allem gegen den

in Preußen, und gegen philosophische Systeme. Die Menschen und Völker in einem gleichberechtigten Nebeneinander, die lebendige Vielfalt, das Besondere und Subjektive, das will er beschreiben und loben und lieben. Noch in Königsberg schwebte ihm vor, im benachbarten Riga eines Tages das zu werden, was Calvin in Genf und Zwingli in Zürich gewesen waren: Reformier, Republikaner und Regent in einer Person. Stattdessen landete er, durch Goethe dazu überredet, in Weimar. Dort hielt er so fürsten-kritische und adelsfeindliche Predigten, dass Goethe ironisch meinte, der Herzog müsste danach eigentlich zurücktreten.

Wie nun ist diese einmalige Bedeutung Königsbergs zu erklären, das mit seinen Anregungen und Anstößen für ein modernes, kosmopolitisches Verständnis von Philosophie, Politik und Literatur bahnbrechend war? Dazu ein Blick auf die einmalige Geschichte dieser Stadt. Ursprünglich wollten Lübecker Kaufleute hier ein zweites Lübeck gründen. Doch das Gebiet, das sie sich ausgesucht hatten, beherrschte der Deutsche Ritterorden, der ihnen so viel Bürgerfreiheiten, wie diese aus Lübeck gewohnt waren, nicht einräumen wollte. So lief es darauf hinaus, dass sich, als es vor 751 Jahren zur Stadtgründung kam, fortan zwei Parteien das Haus Königsberg teilten, zwei unterschiedliche Interessengruppen, die sich in ständiger Spannung miteinander befanden.

Dazu muss man wissen, dass der Ordensstaat das modernste, effektivste Staatswesen des ganzen Mittelalters war. Die Ordensleute, größtenteils Adlige, die aus dem Reich hierher kamen, konnten als Geistliche keinen Besitz erwerben, nicht heiraten, und auch ihr Amt übten sie nur auf Zeit aus. Alles daher auf die Tüchtigkeit der Verwaltung, das Funktionieren, das Gedeihen des Staates ausgerichtet. Das war für die ihrerseits wirtschaftlich prosperierenden Kaufleute und Gewerbetreibenden eine ständige Herausforderung. Der Orden war ein starker, aber auch schlauer, in manchem auch kluger,

Widerpart, gegen den man mit Gewalt nichts ausrichten konnte.

Also verlagerte sich die Auseinandersetzung immer mehr auf die juristische Ebene. Es wurde mit Worten, Argumenten, Gutachten und Denkschriften gekämpft, zunehmend auch mit Theorien, die



mehr beweisen, mehr herausholen sollten, als der Einzelkonflikt hergab. Das stärkte das Rechtsbewusstsein der Bürger enorm und verlangte von ihnen große geistige Anstrengungen.

Im Laufe der Zeit wurde die geistliche Verfassung des Ordensstaats für diesen ein Problem. Immer mehr Ordensleute heirateten heimlich, so dass der letzte Hochmeister sich 1523 an Luther um Rat wandte. Dieser schlug vor, den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln, was 1525 dann auch geschah: Preußen wurde 1525 der erste protestantische Staat. Dieser letzte Hochmeister und erste Herzog Albrecht macht noch etwas, das von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite war: Er gründet 1544 eine Universität. Bis ins 20. Jahrhundert ist Königsberg die einzige große Handelsstadt entlang der Küste mit einer Universität, weder Hamburg noch Bremen, Lübeck, Danzig, Riga können etwas Entsprechendes aufweisen. Damit war ein dritter Streitpartner hinzugekommen. Angesichts der noch ungefestigten protestantischen Lehre, sorgte die Universität, nach innen wie nach außen, für genug Konfliktstoff und eine kritische Debatten-Kultur. Das Neben-, Mit- und Gegen-einander von Kaufmannsgeist, Gelehrtenrepublik und, wenn so will, Staatsklugheit, diese drei Faktoren sind es, die auf Dauer das einzigartige geistig-politische Klima Königsbergs erzeugen. Nicht von ungefähr nennt Kant die Zwietracht die Voraussetzung für die Eintracht, im Interessenkonflikt liegt der Zwang zur Einigung.

1618 fällt Preußen durch Erbfolge an das Kurfürstentum Brandenburg, der Beginn der nie mehr abreißenden Spannungen zwischen Königsberg und Berlin, die, seit sich die Kurfürsten in Königsberg – seit 1701 – krönen ließen, noch zunahmen. Von Königsberg aus wurde beharrlich bis zuletzt die Monarchie mit der Forderung nach einer Verfassung konfrontiert, und wieder verlagerte sich diese Konfrontation auf die Ebene politischer Auseinandersetzungen. Königsberg war durch die Universität ein Ort geworden, aus dem eine beträchtliche Zahl renommierter, kritischer Juristen hervorging. Hier konnten auch Bürgerliche studieren und anschließend in Stellungen gelangen, die es in den anderen Hansestädten gar nicht gab. In einer reinen Kaufmannsstadt wie Lübeck,

denken wir nur an Thomas Buddenbrook bei Thomas Mann, konnte ein Kaufmann vielleicht Finanzsenator, höchstens Bürgermeister werden, beides auf Zeit und mehr oder weniger ehrenamtlich. In Königsberg standen einem Absolventen der Universität ganz andere Laufbahnen als Beamte auf Lebenszeit offen, ja, sie konnten es bis zum Minister, ja, wie im Falle des großen Königsberger Rechtslehrers Eduard Simson, der aus einer jüdischen Familie stammte, bis zum Reichstagspräsidenten und zuletzt Präsidenten des Reichsgerichts bringen und dabei dennoch ständig weiter die Monarchie mit der Forderung nach einer Verfassung konfrontieren.

Ein Königsberger und ein dort ausgebildeter Jurist war auch der in aller Welt bekannteste, meistübersetzte deutsche Dichter, E.T.A. Hoffmann. Er war zuletzt in einer hohen Stellung am Berliner Kammergericht angestellt. Dort kam er, typisch für einen Königsberger, in Konflikte mit dem preußischen Innenministerium, weil er politisch verfolgte Studenten in der Reaktionszeit nach 1819 aus der Haft entließ, mit der Begründung, dass man jemanden nur für die Tat, nie aber für seine Gesinnung, so radikal die sei, bestrafen dürfe. Einer Strafversetzung entging Hoffmann nur durch seinen Tod.

Interessant ist die letzte Erzählung von E.T.A. Hoffmann, kurz vor dem Tod entstanden, „Die Vetter am Eckfenster“: Zwei ältere Herren am Fenster blicken auf einen Marktplatz hinab, auf dem zwei Marktweiber in einen Streit geraten sind. Bevor Polizei eintrifft, haben die anderen Marktleute den Streit geschlichtet. Siehst du, sagt einer der Beobachter am Fenster zu dem anderen, das Volk ist souverän genug, seine Sachen selbst zu erledigen. Es braucht keine Polizei, keine Gerichte – keinen Staat. Das ist die letzte Botschaft eines Dichters, der als Vertreter einer schwarzen Romantik berühmt geworden ist und der sich mit dieser politischen Erzählung am Schluss zu seiner Herkunft und Prägung durch den kritischen Geist Königsbergs bekennt.

Königsberg ist im 19. Jahrhundert der Ort und Hort des Liberalismus und Republikanismus in Deutschland. Die preußischen Reformen sind in Königsberger Köpfen entstanden, allen voran in dem des Kant-Schülers Christian Jacob Kraus. Er war der führende Staats-

rechtler in Preußen, für den Kant und Adam Smith gleich viel bedeuteten. Wer in Preußen höherer Beamter werden wollte, wurde zu Kraus nach Königsberg geschickt, der der künftigen adligen Elite des Landes die Überflüssigkeit des Adels erklärte. So kam übrigens auch Heinrich von Kleist nach Königsberg und in den Hörsaal zu Füßen von Kraus. Kleist hatte sich als Dichter bereits aufgegeben, er wollte Beamter werden. Dass er dann in Königsberg seine bekanntesten Stücke und Erzählungen schrieb, und warum er gerade hier zu dem Dichter wurde, den wir unter diesem Namen kennen, das ist wahrscheinlich das spannendste Kapitel in der Geschichte dieser Stadt und ihrer Bedeutung als kulturelle Metropole. Kleist lernte hier die großen Reformer kennen, er profitierte von dem Gesprächsklima in dieser Stadt – Kant war gerade erst zwei Jahre tot, sein „Michael Kohlhaas“ ist ein Plädoyer für die Gewerbefreiheit, wie sie die preußischen Reformer fordern und schließlich durchsetzen. Und wer weiß schon, dass wir in Deutschland heute in Städten leben, deren Städteordnung als die selbstverwaltete Stadt die Königsberger Städteordnung von 1808 ist und von dem Königsberger Polizeipräsidenten Frey stammt.

Später wird das Zentrum der deutschen Demokratie-Bewegung sich in Königsberg befinden, deren Kopf der jüdische Arzt und politische Schriftsteller Johann Jacoby ist. Dass Königsberg im Vormärz, also in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, zur führenden Zeitungsstadt wird, ist auch sein Verdienst. In Thomas Manns „Buddenbrooks“ gibt es eine aufschlussreiche Szene: Die 18-jährige Tony Buddenbrook lernt in Travemünde während ihrer ersten Sommerfrische einen Studenten kennen, der ihr erzählt, es gebe in Deutschland nur eine lesenswerte Zeitung: die Königsberger Hartungsche Zeitung. Thomas Mann hat sehr sorgfältig recherchiert, wir erfahren, welches Ärgernis diese in ganz Deutschland verbreitete Zeitung für den preußischen König war, der zweimal versuchte, Jacoby wegen Hochverrats zum Tode verurteilen zu lassen, der aber beide Male von den Gerichten freigesprochen wurde. Als Fontane 1870 bei Kriegsausbruch als angeblicher Spion in Frankreich festgehalten wird, sieht er sich ständig auf Jacoby angesprochen, er sei

hier, berichtet er, der neben Bismarck berühmteste Deutsche und die große Hoffnung auf ein demokratisches Deutschland.

Während des 19. Jahrhunderts haben in der Königsberger Stadtverordneten-Versammlung wie im Magistrat stets die Bismarck-Gegner die Mehrheit, Fortschrittspartei und Freisinnige. Sobald es zur Gründung der sozialdemokratischen Partei kommt, haben sie die Mehrheit sowohl im Stadtparlament wie bei der Wahl zum Reichstag. Die beiden führenden Köpfe der deutschen Sozialdemokratie noch vor dem Ersten Weltkrieg kommen aus Königsberg: der jüdische Rechtsanwalt Hugo Haase, zusammen mit August Bebel bis zu dessen Tod 1912 Vorsitzender der Partei im Reich, von der er sich im Krieg, 1915, trennt. Er wird, weil er nicht mehr an der Bewilligung der Kriegskredite beteiligt sein möchte, zum Begründer der linken Abspaltung von der SPD, der USPD, deren Zentrale er nach Königsberg verlegt. In den Wahlen 1919 – das Jahr, in dem Haase ermordet wird – kommt die USPD im Reich auf 7,6%, in Königsberg erreicht sie die absolute Mehrheit. Der zweite wichtige Königsberger Sozialdemokrat, der die Partei dort zusammen mit Hugo Haase aufgebaut hat, ist Otto Braun, preußischer Ministerpräsident von 1920 bis zu seiner Absetzung durch Franz von Papen im sogen. Preußenschlag am 20. Juli 1932. Was heute nur wenige wissen: Preußen war das einzige und das letzte demokratische Bollwerk in der Weimarer Republik, das der Machtübergabe an die Nationalsozialisten noch im Wege stand. Otto Braun und sein Innenminister Severing haben die Reichsregierung immer wieder ermahnt, sich an die Verfassung zu halten und waren bei denen, die die Republik beseitigen wollten, die verhasstesten Politiker in der Zeit der Weimarer Demokratie. Dass es 1918-19 überhaupt zu einem demokratisch verfassten Staat kam, war allein das Verdienst der SPD und in ihr nicht zuletzt von Otto Braun, der bereit war, Koalition mit den linken Liberalen und dem Zentrum einzugehen, etwas, was die SPD vor dem Ersten Weltkrieg immer abgelehnt hatte.

In Königsberg regierten Sozialdemokraten und Liberale. Vertreter des Magistrats gingen in den zwanziger Jahren noch bis ganz zuletzt demonstrativ zu Beerdigungen bekannter jüdischer Mitbür-

ger. Der letzte sozialdemokratische Polizeipräsident der Stadt, Brand, veröffentlichte kurz vor seiner Entlassung durch die Nazis eine Schrift gegen die Ausbreitung des Antisemitismus. An keinem anderen Ort waren im übrigen die Juden so sehr in die bürgerliche Mittelschicht integriert wie in Königsberg. Der letzte Oberpräsident von Ostpreußen Ernst Siehr, ein Königsberger Jurist aus einer jüdischen Familie dort, von 1920 bis zu seiner Absetzung 1932 im Amt, hat zusammen mit dem Oberbürgermeister Lohmeyer im Sinne der liberalen Tradition der Stadt gewirkt, so lange es ging.

Das Ende der hier skizzierten Geschichte einer Weltbürgerrepublik war bereits mit dem Jahr 1933 gekommen. In Königsberg residierte mit Erich Koch ein besonders gerissener und skrupelloser Gauleiter, der von seinem Amtssitz aus, gleichermaßen geschäftstüchtig und brutal, die im Krieg eroberten polnischen Gebiete und die Ukraine ausplündern half. Bis zuletzt hat er seine Untergebenen noch in den Tod geschickt, während er sich mit dem Schiff westwärts abgesetzt hatte. Die Abrechnung mit diesem Regime traf die in der Stadt verbliebenen Einwohner Königsbergs hart, und wie immer in solchen Fällen traf es auch die Unschuldigen, Kinder und Jugendliche.

Gehalten am 17. Juli 2006

Jürgen Manthey, geboren 1932 in Forst (Lausitz), war Leiter der Literatur-Redaktion beim Hessischen Rundfunk, Cheflektor beim Rowohlt-Verlag und Herausgeber des Rowohlt-Literaturmagazins sowie der Reihe „das neue buch“. Von 1986 bis 1998 war er als Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Essen tätig. Heute lebt und arbeitet er als freier Autor und Literaturkritiker in Münster. Aus seinem umfangreichen Schaffen sind zu erwähnen: „Königsberg. Geschichte einer Weltbürgerrepublik“, „Hans Fallada in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“ (1963), „Wenn Blicke zeugen könnten“ (1983), „In Deutschland und um Deutschland herum“ (1995), „Die Unsterblichkeit Achills. Vom Ursprung des Erzählens“ (1997).

K Ö N I G S B E R G ...



Königsberg